

Gotthelf-Bildnis

Autor(en): **Muschg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 9

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gotthelf-Bildnis¹⁾

von Walter Muschg

Alle Zeugnisse von Gotthelfs menschlichem Wesen bestätigen den Eindruck eines Kraftüberschusses, der sich keiner eindeutigen Wertung fügt. Gotthelf selber hat kein Bedürfnis nach Begriffen und Systemen gefühlt, seine theologisch-moralischen Ergüsse sind nur Ausdruck seiner besonderen Dynamik. Jeder Versuch, ihn auf eine Weltanschauung zu verpflichten, bleibt unzulänglich, weil er die profunde Bewegtheit seiner Seele übersieht. Auch seine Selbstcharakteristiken können die Übermacht der Sinne, des Gefühls nicht verhehlen. « Ein Schwacher hätte den *Bauernspiegel* nicht geschrieben », gesteht er im Vorwort zur zweiten Auflage. Der Schulmeister Käser spricht von den Kräften im Menschen, die weit größer seien, als man ahne. « Man gvätterlet im Grunde nur im Leben und mit dem Leben. » Bitzius höhnt auf die heutige « weiche Flaumzeit » und ihre kraft- und saftlose Kindererziehung, er lobt das Jahrhundert Kurts von Koppigen, dessen Menschen, wenn man sie in die Gegenwart brächte, der Ekel töten würde wie den Meerfisch das süße Wasser. Die Energien, die er bei seiner Arbeit einzusetzen hatte, waren ungeheuer. Er entlud sie, als er noch nicht Schriftsteller war, auf alle mögliche Weise. « Gegenwärtig bin ich mit Abbrechen des Hühnerhofes beschäftigt, der zerfallen ist, das Haus verpestet », meldet er Burkhalter. Im Frühling 1834: « Ich habe nun fast ein Hundert Bäume gesetzt, möchte so gar gerne sehen, wie sie grünen und sogar Schosse treiben, und muß immer aufs Neue warten. » Dabei spricht er stets von seiner « angestammten Faulheit », die er zu überwinden suchen müsse. Er meint, das Verdienst des *Bauernspiegels* bestehe darin, daß er ihn dem Hang zu behaglicher Beschaulichkeit entrissen und dem geheimen Haß, den öffentlichen Angriffen der Beleidigten ausgesetzt habe. « Ich bin nämlich noch immer die alte Haut, die am fröhlichsten werden kann, wenn es so recht wüst rund um mich geht und ich einmal den ersten Kyb überwunden habe. » Noch Ende 1842 ist er imstande, zu einer Verwandten in dem verhüllenden Plauderton seiner familiären Briefe von der Geringfügigkeit seiner Unterneh-

¹⁾ Aus einem im Herbst bei C. H. Beck, München, erscheinenden Gotthelfbuch.

mungen zu reden. « Sie wissen, ich habe Nerven wie ein Roß und genieße von Natur eine formidable Ruhe und doch muß auch ich mehr und mehr Acht auf mich haben und abbrechen und doch verhalten sich Linas Nerven zu den meinen so ungefähr wie ein Wienerflügel zu einer Pauke. Es ist ein herrliches Gebiet, das Gebiet der geistigen Producttionen, sei es auf welchem Felde es wolle, aber schwelgen darin darf der Sterbliche nicht, er darf nur nippen, mehr verträgt sein sterbliches Teil nicht. »

Diese Anbietung an eine Klavierstunden erteilende Cousine ist gleich komisch wie das Nippen an der Kunst und die « formidable Ruhe », deren Bitzium sich rühmt. In Wahrheit ist er äußerst reizbar und streitlustig. Den *Schulmeister* läßt er in voller Voraussicht des Donnerwetters erscheinen, das er hervorrufen und dem das Buch gewachsen sein werde. Warum sollte er selber es nicht aushalten? Sei er doch mehr als das Buch. « Es ist merkwürdig, daß die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiß mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr natürlich auch niemand übel nehmen. Indessen muß sie mir Platz machen, muß mich gelten lassen und zwar als keinen Esel. . . » Fellenbergs Einschleibsel in die Schützenschrift erbittern ihn so, daß ihm die Galle übertritt « wie vor wenig Tagen die Emme ». Der Jungdeutsche Seeger benützt die Episode vom Ritter von Brandis in der *Wassernot* zu einer Ballade; das scheint Bitzium vor allem zu ihrer selbständigen Veröffentlichung bewogen zu haben, wie die giftige Vorbemerkung erraten läßt. Er schreibt dem Erziehungsdepartement über einen homosexuellen Lehrer: « Ich will aufrichtig bekennen, daß wenn ein Lehrer also an meinen Kindern täte, ich mich, trotzdem daß ich Pfarrer bin, kaum enthalten könnte, denselben halb todt zu schlagen. » Die *Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans* spricht von den meineidigen Lumpenhunden in der Regierung, die die ersten seien, Gesetze zu übertreten, *Zeitgeist und Bernergeist* vom dünkeln Lächeln der radikalen Schulmeister, vor dem einem das Maul verbunden und nur noch Dreinschlagen möglich sei.

Besonders herausfordernd ist Bitzium mit den Verlegern umgegangen. Er verletzte schon die schweizerischen mit wütenden Briefen, brutalen Zumutungen und kam mit den meisten in Streit auseinander, wobei er nicht immer redlich spielte. « Mit Rätzer, meinem Kalenderdrucker, habe ich gekesselt. Heute geht der Absagebrief ab. » Jent in Solothurn

warf er ohne allen Grund falsche Abrechnungen vor. 1845: « Gutknecht hat es mir verflucht schlecht gemacht. Dem Kerl habe ich aber den Wahn genommen, daß man mit mir machen könne, was man will. » Die vielen Zerwürfnisse mit den Behörden, mit Instanzen aller Art bilden ein weiteres Kapitel. Reithard hört 1842 etwas davon. « Einige Wochen gingen mit häuslichen Beschwerden hin; ferner hatte ich drei Kriege gegen drei Beamtete, welche alle vor Regierungsrat kamen. Im ersten kriegte ich einen tüchtigen Wischer pro forma, in re gab man mir Recht, aber ich sollte es nicht wissen; im zweiten kriegte ich keinen Wischer, vernahm aber den Verlauf der Sache nicht; der dritte schwebt noch, in welchem ich einen höhern Beamteten mit seinen eigenen Schreiben der Lüge und des Ungehorsams gegen den Regierungsrat überwiesen habe. Sie sehen, ich hatte Werg an der Kunkel, und wenn es so fort geht, so giebt es ein kriegerisches Jahr. Wollte aber lieber nicht, werden ohnehin in Bern denken, ich hätte den Teufel im Leibe und sei im Solde der Jesuiten, vielleicht gar vom Papst direkt bestochen. » An Hagenbach berichtet er 1846 von einer « herzlichen Freude », die sein Junge ihm gemacht habe. Ein deutscher Schlingel von Musiklehrer habe diesem auf seinem ersten Ball sein Mädchen weggenommen, aber Albert sei « Schelm, Schelm » schreiend hinter ihm dreingelaufen. « Wäre er 20 Jahre statt 11 gewesen, so hätte er ihn geprügelt und das Mädchen wieder erobert. Zum Erobern muß es wieder kommen, Kraft muß uns aus dem Sumpfe ziehen, in welchen uns Laviren, Toleriren, Konzessioniren gebracht hat, aber keine brutale Kraft, sondern allerdings eine intelligente, d. h. eine solche, welche weiß, daß jedes Ding seine Zeit hat, die Feder ihre Zeit hat, und die Faust ihre Zeit hat. Zweihundert entschlossene Männer werfen in Bern die Regierung in die Aare, und wäre nicht in Basel 200 M. Ähnliches möglich, der Rhein ist ebenfalls nicht weit? »

In der Lust zu diesen jähren Attacken, dem tragenden Grund seines großartigen publizistischen Mutes, zeichnet sich die Sicherheit des *Uli*, des *Anne Bäbi* ab. Wo sie herrscht, weiß Bitzius nichts von Zweifeln, von Untergangsängsten. Etwas gewaltig Heidnisches, das auch jene Werke geformt hat, tritt dann an ihm hervor. « Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher beieinander, als die meisten Leute glauben... denn glaubt es mir doch recht, das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden », verkündigt der *Uli*. Das Spirituelle, die höchste intuitive Erhebung sind ihm vertraut, aber er besitzt sie nur als Widerspiel zum

kräftigsten Sinnenleben. « Es ist dem Sterblichen selten gegeben, einen Kampf recht auszukämpfen, wie hoch er seine Seele auch heben mag in göttlichen Stunden, hinunter auf die Erde muß sie wieder, dann strömen neue Kräfte zu dem alten Feind. »

In alldem spricht er von sich selbst. Das große Kind in ihm sieht und bejaht die Grausamkeit, das Triebhafte aller Lebensvorgänge. « Ich weiß, Sie sind leicht böse, aber ebenso leicht wieder gut », beschwichtigt ihn der Verleger Springer. Er hat als Mann noch das Aufbrausende, leicht Verletzliche und schnell Versöhnte seiner Knabenzeit, des Kindes. Er ist trotz seiner väterlichen Liebe zu den Trachselwalder Schützlingen ein schlechter Christ. Sein Haß kennt keine Grenzen. Wie läßt er seine Menschen in Rachsucht schwelgen. Er selber ist unermüdlich im Hohn auf seine Feinde, findet kein Ende seiner Wut, läßt sich immer neu erbosen. Er ist nachträgerisch; ein belustigendes Beispiel dafür ist seine Wut auf die Kellner, denen er Seitenhiebe versetzt, so oft eine Gelegenheit sich bietet. Er ist hochmütig, denn er macht die « größten Gelehrten » lächerlich. Er ist ungerecht; er beschimpft gelegentlich aus Irrtum zwei Politiker als « junge Kamele » oder macht als Inspektor das Examen eines radikalen Lehrers herunter, bevor es begonnen hat. Er ist böse. Eine Anekdote hält fest, daß er einst im Wirtshaus einen wohlhabenden Rentner so lange mit Erzählen beim Schoppen festnagelte, bis er über seinen lachenden Kopf hinweg den Butterstock über den heißen Ofen tropfen sah, den der andere dorthin gestellt hatte. In einer anonymen Rezension von Reithards *Republikaner-Kalender* versetzt er dem eigenen Kalender wegen seiner miserablen Ausstattung einen Hieb. Er ist mißtrauisch und undankbar. Ein in Berlin lebender Schweizer, der viel für die Verbreitung seiner Bücher tat, wurde von ihm bei einem Zusammentreffen in Bern so grob behandelt, daß er sich bei Springer darüber beschwerte. Als dieser ihm wieder einmal den Verzicht auf das Politisieren nahelegte, erhielt er einen Brief voller Angriffe gegen seine Person, die Berliner und die Städter überhaupt.

Viele, die ihn persönlich kannten, heben seine Derbheit hervor. Das Wort fließt auch Henriette in die Feder, die ihren Vater derb, rauh, stürmisch nennt. Er wird sich im Reden der Worte und Bilder bedient haben, die ihm beim Schreiben geläufig sind. Der Pfarrer im *Uli* verhöhnt die schwangeren Bräute, die mit dem Ranzen beim Fenster seien, wenn der Kopf erst zur Tür des Pfarrzimmers hereinkomme. Eine nachträglich gemilderte Stelle im Manuskript des *Schulmeisters* ließ den lieben Gott eine unflätige Redensart gebrauchen. Diese Derb-

heit und ihr besonderer Charakter ergänzen das kindhaft Gewaltige, Amoralische seines Wesens. In einem tiefen Wort von 1842 – es steht in einem Schreiben an das Erziehungsdepartement – rührt Bitzius selber an diesen Zusammenhang. « In zwanzigjähriger Arbeit auf dem Lande », schreibt er, « habe ich den Maßstab fürs Anständige und Unanständige, so weit dasselbe ein relatives ist, verloren. » Der einschränkende Zwischensatz gilt höchstens für den Menschen, nicht für den Schriftsteller, aber auch für jenen kaum. Er ist eine maßlos offene Natur. Er verheimlicht sich nicht; das macht ihn von allen Seiten angreifbar, diese Ungeschützttheit ist seine Atmosphäre. Das Frohe ist deshalb nur die eine Seite an ihm. Er ist unheimlich im wörtlichen Sinn, auch gegen die Andern. Alle, die ihn gesehen haben, die flüchtigen Besucher am meisten, sprechen von der Übermacht seiner Augen. Die Tochter erzählt, sie hätten bei jeder Gemütsbewegung die Farbe gewechselt. « Nie vertuschte die Mutter vor dem sehr heftigen und strengen Vater unsere Fehler, nie durften wir hoffen, vor seinem gerechten Zorn bei ihr unsere Zuflucht zu finden. » Aber er schnitt den Kindern auch heimlich Grimassen, während sie unterrichtet wurden. 1844 wirft er die Worte hin: « Der Bub machte sich im letzten Urlaub recht gut. Denken Sie, ich habe ihn kein einziges Mal geprügelt, und hätte wirklich nicht Anlaß dazu gehabt. »

Der Rock des Landpfarrers deckt einen Besessenen, dem es nur vorübergehend gelingt, seinen wahren Charakter vergessen zu machen. Im Nachwort zu *Geld und Geist* gibt er es selber zu. Er sei « untertan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt. Der Verfasser kann eine Erzählung beginnen, aber dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt, und sie gestaltet nach seinem Willen. » Während der Arbeit am *Anne Bäbi*, der größten Illustration dieses eigenmächtigen Zwangs, muß er Fueter Ähnliches mitteilen. « Sobald ich eine Arbeit anfangen, so kömmt ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich, und in jede Person kömmt ein Leben, und dieses Leben fordert seine Rechte, will auswachsen und nach allen Richtungen hin sich geltend machen. » Zu Hagenbach spricht er nur von fast fieberhaftem Fleiß; « es muß geschafft sein, ich mag wollen oder nicht ». Die Kapitelspredigt von 1840 eröffnete er mit dem Geständnis, daß ihn der Gedanke, vor den Amtsbrüdern sprechen zu müssen, schon lange mit Bangnis erfüllt habe. Es sei aber nicht die Angst vor ihrem prüfenden Urteil gewesen; der Prediger müsse auf der Kanzel seine Person, Lob und Tadel vergessen, dafür aber um den

Beistand Gottes besorgt sein. Diese Gefangenheit von seinem Geist ist etwas Strahlendes, Wunderbares. Sie reißt ihn fort in Ausgelassenheit, sie bringt ihn außer sich. Mutwille, Freude am Spiel, Berauschtigkeit überkommen ihn. Im Dezember 1837 kündigt er Burkhalter einen Besuch auf den Frühling an. « Ich muß doch einmal wieder Kontrolle halten, was die Leute treiben, was wird und stirbt, muß die Zahnlücken zählen und die kahlen Köpfe und die grauenden Backenbärte, die traurigen Zeichen, wie es mit Allem den Bach runtergeht. » Es ist in Anekdoten überliefert, welcher Tollheit er in solcher Stimmung fähig war. Er hatte eine Vorliebe für urwüchsig-derbe Geschöpfe. Einmal soll er sich, als er mit Reithard von Solothurn nach Grenchen fahren wollte, im Städtchen nach einem wegen seiner Grobheit berühmten Kutscher erkundigt haben und hochofrennt gewesen sein, als dieser schon beim ersten Wirtshaus unterwegs pöbelnd eine Flasche verlangte und ihm die ganze Fahrt mit seiner fluchenden Unverschämtheit verschönte. Über manchen Werken liegt eine Heiterkeit, deren Urheber keinen Schatten von Sorge und Mühsal, nur endlos quellende Lust gekannt zu haben scheint. Man riecht es ihnen gleichsam an, daß Bitzias viel an der Luft, auf den Straßen war. Etwas selig Freies, Beglücktes ist in ihnen. Zu Hagenbach spricht er von der Ungunst der regnerischen Novembertage; er brauche zur Arbeit schönes Wetter und frische Luft wie ein Anderer Bier oder Champagner.

Er liebte Besuche sehr, bekam nicht genug von ihnen. « Bringt nur eine recht volle Kutsche mit, je mehr kommen, desto lustiger geht es zu. » In der Dichtung wird er nicht müde, die Freuden des Sonntags zu preisen. Uli denkt sich das Paradies wie einen himmlischen Sonntag, Käthi nennt ihn den Gedächtnistag an das verlorene Paradies. Die Sonntage sind ihr die Sterne in ihrem Leben, ihr besseres Essen gehört zu ihrer Religion. Wie schön rühmt sie das *Anne Bäbi*: sie heißen dort Tage des tausendjährigen Reiches, heraufgequollen aus dem Meer der Zeit. Gotthelf hat Loblieder auf den Schlaf, das Bett, den Kaffee, den Berner Kümmelkuchen, auf die « welsche Suppe » in seine Bücher eingestreut und für diese (im *Jakob*) das Rezept gegeben. Er spricht mit Begeisterung von den Genüssen des Essens. Der Ruf zu Tisch, heißt es im *Pächter*, läßt ahnen, wie der in den Himmel klingen wird. « Mahlzeiten sind im Leben, was Sterne am Himmel in mondloser Nacht, und nicht bloß wegen Essen und Trinken. Es tauen auch die Herzen auf, es wird einmal wieder Sonntag darin, es bricht die Liebe einmal wieder hervor. » Das stimmt mit dem religiösen Unterton der Mahlzeiten in

seiner Dichtung überein. Er liebt auch den Wein; Hagenbach dauern noch hinterher die Flaschen, denen sein Wirt in Lützelflüh den Hals gebrochen hat. Im *Jakob* erläutert er geradezu die echte Frömmigkeit im Gleichnis des Essens. Der Meister im Haslital belehrt den Gesellen, daß ein gottesfürchtiges Haus durch die Woche nichts Geistliches an sich zu haben brauche. « Wenn ihr ein Stück Speck esset, Jakob, laßt Ihr die Zipfel eine ganze Woche zum Maul heraushängen, oder, wenn Ihr ein Glas Wein trinkt, laßt Ihr es über Kinn und Halstuch laufen, daß Ihr den ganzen Tag nach Wein stinkt, bringt Ihr nicht beides säuberlich in den Leib? Wer nicht dumm ist, wird an Eurem Schaffen merken, ob Ihr was Schlechtes oder was Rechtes im Leibe habt oder gar nichts. »

Bitzcius stand im Geruch eines Lebemenschen. Keller hat sich nicht enthalten, zu bemerken, er werde wohl « noch andere Erholungen » als das Wiederlesen seiner Predigt brauchen, wenn er aus der Kirche komme, und damit auf Gerüchte angespielt, die ihm ein Genießerleben nachsagten. Reithard schreibt in seiner Gesamtwürdigung von 1843, vor dem Erscheinen des *Bauernspiegels* habe man von ihm nicht mehr gewußt, als daß er ein tüchtiger Pfarrer und zugleich ein kräftiger, heiterer Lebemann sei, der die Würde seines Berufs wahre, ohne das Erbe eines genialen und freudigen Studentenlebens verkümmern zu lassen. Auch Gutzkow weiß in einem Aufsatz von 1853 davon. « Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. » Er hatte sein Wissen wohl aus einer der Schilderungen, die seit den Vierzigerjahren von reisenden Journalisten in Deutschland veröffentlicht wurden und deren dümmste 1851 im Stuttgarter *Morgenblatt* erschienen war. Ein Anonymus berichtete dort in einer Reihe von Artikeln « aus der Westschweiz » auch über Gotthelfs Werke und einen Besuch in Lützelflüh. Er beschreibt ihn als « ein sehr wohlgenährtes Männchen mit äußerst blühender Gesichtsfarbe, von dessen Gesichtszügen keiner besonders bedeutend ist, mit Ausnahme der hohen, schön gewölbten Stirn », das grüßend das schwarze Samtkäppchen hebt und zum Willkomm die Gäste fragt, was für Wein sie trinken wollen. Es begibt sich sogleich selbst in den Keller, kehrt mit zwei Händen voll erlesener Flaschen aus dem Vorrat zurück und bewirtet die Besucher splendid mit Kaffee und Zigarren. « So geht's im Pfarrhause zu Lützelflüh oft wochenlang Tag für Tag. » Es sei Gotthelf ein besonderer Spaß, jedem Pfarrer einen Rausch anzuhängen. Es ist bezeichnend, daß diese Darstellung in einem damals

angesehenen Blatt erscheinen konnte. Springer wunderte sich darüber, daß Bitzias an ihr Anstoß nahm, und Keller hat noch 1851 ein ähnliches Bild von ihm entworfen. Die gezeichneten und gemalten Bildnisse sind von demselben spießigen Ungeist eingegeben, mit einziger Ausnahme des Porträts von Dietler, das den Gotthelf der mittleren Jahre wiedergibt.

Am Hausherrn und Vater Bitzias sticht der überstrenge Zug nach äußerer Ordnung hervor. Eine geringe Verspätung bei den Mahlzeiten wurde von ihm als unerhörtes Vergehen behandelt. Er nahm Sommers und Winters um sechs Uhr das selbstbereitete Frühstück ein. Dafür ließ er bei Gelegenheit, wenn Leute ihn mit ihren Erzählungen aufhielten, die zum Spaziergang gerüstete Familie wartend stehn, bis es für das Vergnügen zu spät war. Ein schwatzendes altes Mütterchen durfte ihn versäumen, so lange es wollte. Daraus spricht das Doppeldeutige seines Verhaltens. Es stimmt dazu, daß ihm Zärtlichkeit und Sentimentalität bei Familienanlässen verhaßt waren. Er mußte seine übermäßige Empfindlichkeit mit Abwehr umgeben, und sein Gedächtnis half ihm bei dieser Disziplinierung alles Ordnungslosen. «So zwei Jahre behalte ich alles, was ich während dieser Zeit gesehen, gehört oder gelesen habe», bemerkt er einmal zu einem Besucher. Er ist auch in den Haushalt ganz aktiv, ordnend verflochten, besorgt im Notfall die Frauenarbeiten, regiert die Köchin und kocht gelegentlich selbst. Seine Stellung in der Dorfgemeinde wiederholt vergrößert diese Beziehungen. Man fürchtete ihn. Er war es ja, der zuweilen stundenlang hinter einem Baum, einer Hausecke hervor ein Ereignis beobachtete – wie fremd muß er den Andern da erschienen sein. Sie vergalten es ihm mit bösen Nachreden, von denen einzelne noch jetzt in Umlauf sind. Er hatte seine kundigen Vertrauten: den Rain-Uli, eine Wirtin, die Brüder Geißbühler, durch die er sich über die neuesten Vorfälle unterrichten ließ. Man will wissen, daß er im Hinterstübchen der «Krone» zu Goldbach die Bauern in der großen Gaststube zu belauschen pflegte. In der Unterweisung entging ihm keine Regung der Schüler. Er kannte alle nach wenigen Stunden und wußte genau, wo die Unruhestifter saßen. Einer von ihnen erzählte später, er sei von ihm lange besonders scharf gehalten worden, so daß er nicht den Kopf wenden konnte, ohne angerufen zu werden. Dann habe ihn der Pfarrer einmal in Gnaden aufgenommen und dazu bemerkt, er habe ihn für einen Schlingel gehalten, weil er ihn, als er einst an ihrem Haus vorbeiging, nicht begrüßt und hinter seinem Rücken gelacht habe.

Er war einsam. Trotz des betriebsamen Lebens, das ihn umgab, ist es unverkennbar, daß er es war. Er lebte ohne ebenbürtigen Genossen. Ja die Meisterschaft des *Uli* tritt erst in dem Augenblick hervor, wo alle Illusionen der Verbundenheit mit der Zeit, selbst der polemischen, von ihm abgefallen waren. Er hat ja auch nirgends die Freundschaft dargestellt, sondern stets die Abhängigkeit vom Kind zum Vater oder zur Mutter, vom Lernenden zum Meister: also die biologischen, nicht die geistigen Verhältnisse. Der nächstgrößere Kreis, den er außer der Familie vor sich sah, der der Verwandten, brachte seinem Schaffen kein Interesse entgegen, das für ihn Bedeutung haben konnte. Seine Tonart gegen sie ist die vertuschende Bonhommie. Es waren gewissenhafte Beamte unter ihnen, die nach dem Brauch einen gegenseitigen Verkehr aufrecht erhielten, aber ihm ahnungslos gegenüberstanden, so willig er sich ihnen anbequemte. «Möglich, daß ich dich am Märit sehe, wenn ich mit gewissen Arbeiten fertig werde», schreibt er im Oktober 1837, also während der Niederschrift des *Schulmeisters*, an einen von ihnen. Ein Sohn des Onkels Lindt lebte in Solothurn und las mit englischen Freunden eifrig seine neusten Werke; aber auch diese Aufmerksamkeit reichte nicht über die freundliche Liebhaberei hinaus und entlockte ihm keine intimeren Aufschlüsse. 1841 hört Burkhalter: «Ich bin hier im ganzen genommen sehr einsam. Es hat niemand Zeit, sich mit mir abzugeben, und wenn man schon die Arbeit sein läßt, wenn ich komme, so sieht man doch gar zu oft den Kummer, daß jetzt Etwas im Hinterlig bleibe. Es ist aber recht gut, daß ich ferne von der Zerstreung bin. Der liebe Gott versucht halt eine Radikalkur an mir. Obschon ich lieber sitze als vor fünfzehn Jahren und ziemlich daran gewöhnt bin, so liebe ich doch das freie Leben noch mehr, laufe gerne und würde weit lieber handeln als denken, lieber schwatzen als schreiben, lieber selbst schaffen als raten. Nun ist's kurios, daß ich gerade das nicht soll, was ich möchte und wozu ich mehr Geschick zu haben glaube.» Vier Jahre später vernimmt Reithard dieselbe verhaltene Klage. «Ich lebe hier so einsam und vernehme so wenig von der Welt, die außerhalb meinen Marchen liegt, daß, wenn ich auch von einem Gehen höre, das Wiederkommen mir unbekannt bleibt, und wenn ich von einem Wiederkommen höre und sage: Herrje, wo ist de dä gsi? ich hören muß, er sei seit zehn Jahren in Neufundland oder Lappland gewesen.» Der Hauptteil des Entwurfs zur *Armennot* ist, wohl in Anlehnung an Pestalozzis *Abendstunde*, als *Gedanken eines Einsamen* betitelt.

Gotthelfs pfarrerliches Leben ist deshalb so bunt und reich, weil

er den Beruf von der Kanzel in das Dorf, und nur in gewisse Regionen desselben, verlegte. Sein eigenes durchdringendes Auge sah diese Verschiebungen wohl. Sein Nachfolger führte, wie aus dem Manual des Chorgerichts hervorgeht, nach seinem Tod sogleich eine Reihe von Reformen im kirchlichen Leben der Gemeinde durch, die das Öffnen der Kirchentüren, die Zeiten des Glockenläutens usw. betrafen. Er hatte das Amt in einem besondern Geist verwaltet, den die Gemeinde abstreifte, als er nicht mehr da war. Es hat bei ihm alles mehr als einen Sinn. Er nennt den Stand des Bauern den schönsten, sein eigenes Glück gerade in diesem Dorf vollkommen, und doch verstummt das Wort von Einsamkeit und Zurückgesetztsein, das um den *Schulmeister* so häufig auftaucht, nie. Im November 1841 plaudert er zu Hagenbach: «So ein städtischer Verkehr ist schön und es kömmt mich manchmal an, als möchte ich auch in einer Stadt sein, besonders Nachmittags von 1 bis 4, in der Einsamkeit wird gar zu gerne der Ideengang träge und deren Kreis eng und bis zum Munde schlafen sie ein oder gefrieren, daß man sie gar nicht raus bringen kann. Wenn ich dann aber wieder ganze Morgende ungestört an meinem Kamin sitzen kann, keine Sitzungen keine Comissionen mich plagen, meine emmentaler Pomade nicht gestört wird durch bedenkliche Convenienzen aller Art, dann tauschte ich doch nicht.» Noch in der Spätzeit kommt er darauf zurück, daß er von der Welt sitzen gelassen worden sei. Im Vorwort zu *Zeitgeist und Bernergeist* beruft er sich auf den Ursprung seines Schriftstellertums aus der christlichen Erziehungsabsicht, und es ist höchst bezeichnend, wie er aus dieser Schutzgebärde in das alte Thema abgleitet: beide gehören zusammen, beide sind Elemente seiner polemischen Stimmung. «Die Liebe zu dieser christlichen Freiheit für alle drängte den Verfasser, Schriftsteller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahre alt war. Was er wollte, wußte er. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Er wußte ebenfalls, daß seine Bücher nicht Kunstprodukte sein würden; er ertrug geduldig, wie ein lernbegieriger Schüler eine strenge Schule, die scharfen Zähne der Kritik, die ihn nicht schonte. Gegen die Rezensenten hat er nicht gefochten, nie fechten lassen, er steht in keiner Kameraderie; er nahm es schweigend hin, wenn man mit dem Buche auch seine Person herumzog, den Landpastor lächerlich zu machen suchte.»

Das ist der Stachel, und nicht der einzige, der ihn in den Taumel des Schaffens treibt. Überall sind Gegensätze, jeder durch den andern

hervorgerufen und am Leben erhalten. Einer der schönsten Züge in seiner Ausübung des geistlichen Berufs ist die verschwiegene Wohltätigkeit, durch die er sich die Liebe der Menschen erwarb und die ja nur die Fortsetzung seines Trachselwalder Werks war. Er pflegte armen Kindern, die hausierend vor das Pfarrhaus kamen, trotz der Proteste seiner Frau oft den ganzen Inhalt der Körbe abzukaufen. Ein kränklicher Tagelöhner, der fast nichts verrichtete, wurde von ihm jahrelang in Arbeit gehalten, weil er sonst ohne Verdienst gewesen wäre. Er stand mit einem armen Teufel im Bund, den er jede Woche einmal, wenn niemand in Sicht war, zu sich heranwinkte, um ihm einen Batzen für Schnupftabak zuzustecken. Das ist das Gegenspiel zu seinem Geschäftsverkehr mit den Verlegern. Man denkt daran, daß ja das Zerwürfnis in *Geld und Geist* nicht nur aus dem Verlust der großen Summe, sondern auch aus Aennelis Wohltun an den Armen entsteht, das ihren Mann empört. Er hat sich dort also mit dem mütterlichen Weibe eins gefühlt. Sein Verhältnis zu Springer zeigt ein ganz anderes Bild: da ist er der bedenkenlose, unersättliche Pirat. Er machte sich, als die Verbindung mit ihm auftauchte, zuerst von seinen schweizerischen Verpflichtungen los und verfuhr dabei so gewalttätig, daß einer der Abgeschüttelten ihm brieflich seine Verachtung aussprach. Dann wiederholte er Springer gegenüber dieselben Manöver. Er trieb seine Forderungen immer höher, indem er zwischendurch einzelne Werke nach anderer Seite vergab, um die Zahlungsfreude des Berliners wachzuhalten. So geriet der *Jakob* trotz Springers Einsprüchen in die Hände des Zwickauer « Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften », der ihn erbärmlich druckte, schlecht verbreitete und den Verfasser geschäftlich so behandelte, daß dieser bei Springer gegen seinen theologischen Leiter Hilfe suchen mußte. Für *Zeitgeist und Bernergeist* machte er zum voraus 25 Taler Bogenhonorar zur Bedingung. Springer sagte in der Hoffnung zu, dafür auch den in Aussicht gestellten *Uli der Bauer* zu erhalten, und glaubte im *Erdbeeri Mareili* schon ein Stück dieses Werkes in der Hand zu haben. Während der Arbeit schraubte Bitzios seine Ansprüche noch mehr hinauf, bis Springer ihm einen unterschriebenen Vertrag übersandte und es ihm freistellte, den offengelassenen Betrag mit 28 oder 30 auszufüllen. Bitzios schrieb 29 hinein. Der Verleger berichtete ihm darauf, ein Kollege, der ihn besucht habe, sei außer sich über die Höhe der Honorare, die er von ihm beziehe, es seien die größten im deutschen Buchhandel. « Ich bin auch stolz auf diese Honorare und verschweige sie

nirgends, werde auch überall angestaunt deshalb! » Als das Buch schlecht ging, zögerte Gotthelf dennoch nicht, Springer die Schuld daran zuzuschreiben, und dieser entgegnete mit einem Brief, in dem der Anstand des Dichters in Frage gestellt war. Beim *Schuldenbauer* erwirkte er es mit « etwas verletzenden Worten », daß jener ihm die denkbar schnellste Überweisung der Gelder zusicherte. « So bin ich auch bereit, Ihnen auf das Manuskript zur Wuchergeschichte sofort nach Empfang 100—150 Ihrem Wunsche gemäß zu senden und, wenn es sein muß, auch noch selbst vor Empfang des Manuskriptes. » Er ließ es sich gefallen, daß ihn Springer bei einer solchen Auseinandersetzung mit einem der Geizhalse in seiner Dichtung verglich. Dann schickte er plötzlich die Korrekturen nicht mehr frankiert unter Kreuzband, sondern verschlossen zu Lasten des Druckers, was diesen jedesmal einen halben Taler kostete und Springer zu Reklamationen veranlaßte. « Lassen Sie etwaige neugierige Nasen doch hineingucken, es schadet doch wirklich nichts. Das Porto ist doch gar zu teuer. »

Zu alledem schreibt Bitzios 1840 seinem Verwandten Ludwig Graf: « Ja, lieber Ludi, wenn ein Vogel schwimmen, ein simpler Frösch fliegen will, so kömmts merkwürdig heraus, ungefähr wie mir, wenn ich Geldgeschäfte machen will. » Gegen Hagenbach behauptet er 1842: « Wirklich kann es einer armen Kindbetterin kaum banger zu Mute sein, wenn sie Hebammenhänden sich überlassen muß, als es mir wird, wenn ich Buchhändler-Klauen mich nahen muß. Mit Beyel habe ich ganz gebrochen, der hat es mir doch zu arg getrieben, und eine Unverschämtheit zu Tage gelegt, die ich selbst in Zürich nicht erwartet hätte. » Vom Gurnigel aus unterhält er sich mit seiner Frau über die geplante Gesamtausgabe und seine Unkunde in solchen geschäftlichen Dingen; es schiene ihm gut, sich von einem Andern, der den Fall schon erlebt habe, orientieren zu lassen. Das Geheimnis dieser Geldgier wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt, wenn auch nicht begriffen. Keller wies im Nekrolog, als er die äußern Lebensdaten in einen Satz zusammenfaßte, auf die Riesensummen hin, die dem Erfolgreichen zuletzt geboten wurden. Der Kreislauf der Triebumsetzungen offenbart sich darin noch einmal. In Gotthelfs Verhältnis zum Geld liegt der Mythos seines Lebens. 1842 entschuldigt er sich gegen Reithard wegen seines langen Schweigens: « Der liebe Gott wollte mir die Tage nicht 48 Stunden lang machen, daher rollten sie mir durch die Hände, wie Wasser durch ein Sieb und ehe nur die Hälfte von dem vollendet gewesen, was jedem zugeteilt war. »

Er umklammert im materiellen Gewinn die Rettung gegen diese Vergänglichkeit. Er ertrotzt wie Harzerhans von Gott die Unsterblichkeit, weil sein dunkel entsprungener Gestaltungstrieb kein Genügen kennt. Seine rauschhafte Sicherheit ist durchwoben von Todesahnung, dem geheimen Zittern vor dem Ende, wo die Gewalten mit ihrem Sturm von Schuld und Sühneverlangen sich gegen ihn selber kehren. Im Nachwort zu *Geld und Geist* teilt er mit, daß die Erzählung nun endgültig abgeschlossen sei. Er wolle das Mißtrauen des Publikums, das in der großen Zahl seiner Bücher nur Gewinngier sehe, nicht bestärken, auch sei die Zeit, die Gott ihm gegeben habe, nicht unbeschränkt und der Acker spät aufgebrochen worden. Das erkläre auch die wilde Regellosigkeit seiner Werke. Im Sommer 1842 hat er sich « fast todt gehundet » und ist doch nicht zu dem gekommen, was er eigentlich wollte. 1843 zu Hagenbach: « Ich habe leider eine hastige Natur, welcher es geht, wie einem unruhigen Pferde am Berge, statt sachte zu gehen und immer sachter je schwerer die Last wird, gerate ich ins Umgekehrte aus dem Schritt bis in Galopp. » 1845 verspottet er sich einer Verwandten gegenüber als jämmerlichen Zweibeiner, der vier Köpfe und acht Hände haben sollte. Am Ende dieses Jahres vernimmt Fröhlich: « Du wirst finden, es gehe stark bei mir, und man werde ordentlich müde schon ob den Titeln, welche ich zutage fördere. Man hat recht und unrecht, ich erschrecke oft selbst darob. Aber man hat einen Tag zur Arbeit, es kömmt eine Nacht, wo niemand mehr wirken kann. Ich habe alt angefangen, der Weiher lief eigentlich über. Das Schaffen ist mir keine schwere Arbeit, es ist mir fast Bedürfnis; es ist nicht bloß das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreien in die Zeit hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen. An schriftstellerische Bedeutsamkeit denke ich nicht, an abgerundete, gewichtige Meisterstücke, gerundet mit kunstreicher Hand, ebensowenig; ich glaube: das solle ich sagen, und darum sage ich es, und wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Ich fühle gar wohl, daß dies keine Rechtfertigung ist, aber denn doch wenn auch nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung. Aber es ist eine gewisse Hast in mir, welche immer glaubt, morgen sei kein Tag mehr, und, was die andern nicht täten, das liege alles auf mir. »

Diese Nacht, die kommen wird und in der niemand mehr wirken kann, ist dieselbe, die Gotthelf seiner Epoche in die Zukunft malte. Sein Schreien in die Zeit begleitet das Hervorquellen der Werke aus dem Schoß seiner Vergangenheit. Er beschwört die Kräfte, die die

Menschheit zu einem gottlosen Leben verführen, weil er selber auf Ordnung und Segen angewiesen ist, um zu bestehen. Dieses Los ist, unsagbar gesteigert, im Grund noch immer die Konstellation, unter der er seine Kindheit vertollte. Das Vergangene, Mütterliche ist mächtig in ihm, er lebt aus ihm, erhält seinen ganzen Reichtum und die Untergangssahnung aus seiner Tiefe. Was ist das Bauernleben, von dem er erzählt, anderes als eine ungeheure Heimkehr zu den Bildern des Ursprungs? Seine Kraft ist von solcher Art, daß sie auch furchtbare Schwäche bringt. Ungenügen, Verzicht, Flucht zum sicheren Überkommenen paaren sich mit sinnlichem Übermut, mächtiger Körperkraft, bäurischer Brutalität. Erst diese Mischung ergibt seine volle Energie. Es ist ja ein abgetaner Wahn, daß Produktivität aus glücklicher Harmonie der Kräfte entstehe. Das Glück des Genies liegt, außer in der Stoßkraft der einzelnen Anlagen, vielmehr darin, daß sie sich gegenseitig auszugleichen und zu befruchten vermögen. Hohes und Niederes, Gesundes und Krankes, Geist und Körper wirken bei ihm steigernd aufeinander ein, so daß es der schwebenden Liebkosung wie des unbekümmerten Genusses und des harten Angriffs fähig ist. Jedes Kunstwerk ist primär durch die Sinne entstanden, seine Idee ist untrennbar der Materie verpflichtet. Auch Gotthelf ist weder ein Hedoniker noch ein Philosoph. Er hat die vitale Intelligenz, die sich im Werk das Organ schafft. Die Angst vor der eigenen Kraft, die weiß, wo der Tod sie treffen kann, jagt ihn in seine Triumphe hinein. Er fürchtet für sich selber den Abfall, das Versagen. Man ermißt den Abgrund dieses Gefühls daran, daß er die eigene Gefahr zur Gefahr der Welt erweitern mußte. So erschloß er sich seine Fruchtbarkeit. Er preist überall die Bändigung des Dämons und befreit ihn selber immer wieder. Die Sinnbilder, in denen es geschieht, enthalten vielleicht nur die Weisheit seines persönlichen Schicksals. Es ist aber dem Wesen nach zugleich die höchste Weisheit: die des Schöpferischen.